

Auf der Foller.

Tibetanische Erlebnisse von Henry S. Landor.

Als vor Monaten die ersten Nachrichten über Henry S. Landor's Erlebnisse in Tibet durch die Presse bekannt wurden, erhob sich gegen sie eine lebhaft kritische Debatte. Diese Berichte, so hieß es, seien Ausgeburt einer überreizten Phantasie. Dinge, wie Landor sie erlebt haben sollte, hätten wohl zu James Cook's Zeiten vorkommen können, in unseren Tagen seien sie unmöglich.

Seitdem nun aber die Wahrheit der Berichte Landor's durch amtliche Untersuchungen beglaubigt worden ist, erwartete die literarische Welt mit der größten Spannung den authentischen Bericht des Reisenden über seine Erlebnisse. Kurzerhand steht die Ausgabe dieses Buches, das in der modernen Reiseliteratur eine ganz einigige Stellung einzunehmen berufen ist, unmittelbar bevor; H. M. Brockhaus in Leipzig hat die Herausgabe der deutschen Ausgabe, „Auf verbottenen Wegen“, übernommen, die mit reichem Bilderbuch versehen ist (Preis 10 Mark).

Der Nordwest-Indien aus drang Landor in Tibet ein. Da hier von dem Tarjum und Barka seinem weiteren Vordringen Schwierigkeiten entgegengekehrt wurden, so entschloß er sich, durch die Wildnis zum Manfornar-See vorzudringen. Furchtbar war der Weg über's Hochgebirge in der Nacht unter entsetzlichen Schneestürmen; ein seltrecht aufsteigendes Schneemäand, in tiefen Abgründen, im Schnee, im Eis umlauernde der Tod in tausend Gestalten die Bewegungen, die die enge Kluft der Alpen fürchten. Als Landor endlich durch unbegangene Wildnis nach Manfornar gelangt war, ließen sich seine Leute im Stiche; er hatte schließlich nur noch einen Träger und einen Kuli, und als er auch seine Vorräte verlor, sah er sich genöthigt, die Bewohner des Landes um Lebensmittel und Pferde anzusprechen. Das wurde sein Verberben.

Die Tibetaner, unter denen sich bereits das Gerücht verbreitet hatte, Landor wolle nach der Hauptstadt, dem heiligen Lhasa, überwalligen am 19. August 1897 ihn und seine Diener, fehlten ihn in grausamer Weise und brachten ihn am nächsten Tage nach Galschjo, indem sie ihn umschneidet auf einem mit Stacheln versehenen Radfahrliegen ließen. Zweimal schossen tibetanische Soldaten auf den hilflosen Mann, zum Glück ohne Erfolg. Dann fand man einen Strid an seine Handschellen und zog mit aller Gewalt daran, um Landor so vom galoppierenden Berde zu reißen und ihn unter die Fufe der nachfolgenden Reiterstöße zu bringen. Auch dies schlug fehl, Landor kam lebendig in Galschjo an. Doch hier stand ihm erst das Furchtbare bevor, — die Foller. Der Reisende erzählt hierüber:

„Zwei oder drei Leute zogen mich umgestürzt vom Sattel herunter. Die Schermergen im Rücken, die die Stacheln verursacht hatten, waren furchtbar. Ich bat um einen Augenblick Ruhe. Sogar dies wurde mir von meinen Bedienten verweigert, die mich brutal vorwärts stießen und sagten, daß ich sofort entpaupt werden würde. Das ganze um mich versammelte Volk verhöhnte mich und machte mir Zeichen, daß mir der Kopf abgeschlagen werden würde; die feige Menge der Lamas aber überschüttete mich mit Beleidigungen aller Art. Ich wurde nach dem Richtplatze gedrängt, der auf der linken Seite des Feltes lag.“

Ein langer dreieckiger Balken lag auf dem Boden. Man stellte mich auf die scharfe Kante desselben, und mehrere Männer bildeten mich fest, während vier oder fünf andere unter Aufbietung ihrer vereinten Kräfte meine Beine so weit auseinanderzogen, als möglich war. In dieser peinvollen Stellung festgehalten, wurden mir von den Anholden die Füße mit Striden aus Nathhaaren an den Beinen festgebunden. Mehrere Männer mußten diese Stride anziehen, und zwar so fest, daß sie an verschiedenen Stellen um die Knöchel herum und an den Füßen tiefe Rinnen in Haut und Fleisch schnitten; viele von diesen Schnittwunden, die Dr. Wilson einige Wochen später machte, waren bis zu 8 Cm. lang!

Das Schauspiel vor mir machte einen tiefen Eindruck auf mich. Dort, bei dem Felte des Bombo (obersten Beamten), standen in einer Reihe die schändlichsten Schurken, die meine Augen je gesehen haben. Der eine, ein kräftiges, widerwärtiges Individuum, hielt einen großen knöchernen Holzschlegel in der Hand, der zum Zerbrechen der Knochen gebraucht wird; ein anderer trug einen Bogen und Pfeile; ein dritter hielt ein großes zweihändiges Schwert, während wie-

ber andere verschiedene gräßliche Folterinstrumente zur Schau stellten. Die nach meinem Blute dürstende Menge stellte sich in einem Halbkreise auf und ließ mich diese Parade der Martern sehen, die mich erwarteten, und als ich meine Blicke von einer Gestalt zur anderen schweifen ließ, schüttelten die Lamas ihre Folterinstrumente, um zu zeigen, daß sie sich zur That rüsteten.

Am Eingange des Feltes stand eine Gruppe von drei Lamas. Es waren die Musiker. Der eine hielt ein riesenhaftes Horn, das donnernde Töne von sich gab; vor seinen Gefährten hatte der eine eine Trommel, der andere einen Zylinder in einiger Entfernung schlug ein anderer mit einem ungewöhnlichen Gong.

Von dem Augenblicke an, wo man mich vom Berde gerissen hatte, hallten die betäubenden Töne dieses diabolischen Trios durch das ganze Thal wider und machten das Schauspiel besonders unheimlich.

Jetzt wurde ein Eisenstab mit einem in rothes Tuch eingewickelten Holzgriff in einem Kohlenbeneden roth glühend gemacht. Der Bombo, der sich wieder irgend etwas in den Mund gesteckt hatte, um künstliches Schäumen hervorzubringen und so seinen Grimm zu zeigen, arbeitete sich in einen Zustand wahnwitziger Wuth hinein. Ein Lama überreichte ihm jetzt das roth glühende Folterinstrument, das Tarum, und der Bombo nahm es am Griff.

„Nagahi tu meht tarum!“ Wir wollen Dir die Augen verbrennen!“ rief der Chor der Lamas.

Der Bombo schritt auf mich zu, indem er das gräßliche Instrument schwenkte. Ich starrte ihn an, aber er hielt seine Augen von mir abgewandt. Er schien zu zögern, doch die Lamas u. u. ihn feuerten ihn an.

„Du bist in dieses Land gekommen, um zu sehen“ (dies bezog sich auf das, was ich am Tage zuvor ausgefragt hatte, nämlich, daß ich ein Reisender und Pilger, und nur gekommen sei, um das Land zu sehen). „Dum sollst Du geblendet werden!“ Mit diesen Worten erhob der Bombo seinen Arm, und hielt mir den rothglühenden Eisenstab in einer Entfernung von 3 bis 5 Cm. quer vor die Augen, so daß er beinahe meine Nase berührte.

Instinctiv hielt ich die Augen trampfhaft geschlossen, aber die Hitze war so ungeheuer, daß es mir vorkam, als ob meine Augen, besonders das linke, ausgedrückt und meine Nase verengt würde. Obgleich die Zeit mir endlos erschien, glaube ich doch, daß die heiße Stange in Wirklichkeit nicht länger als etwa dreißig Sekunden vor meinen Augen war. Doch war dies schon lange genug, denn als ich meine schmerzenden Augenlider aufhob, sah ich alles wie in einem rothen Nebel. Mein linkes Auge schmerzte mich furchtbar, und alle paar Sekunden schien es mir, als ob etwas Dunkles vor ihm das Sehen hinderte. Mit dem rechten Auge konnte ich noch ziemlich gut sehen, wenn auch alles, anstatt in seinen gewöhnlichen Farben, roth erschien.

Das heiße Eisen lag jetzt ein paar Schritte von mir auf dem feuchten Boden und zuckte in der Hitze. „Miumta nani seht!“ „Töde ihn mit einer Finte!“ rief eine heiserer Stimme.

Eine Luntensinte wurde von einem Soldaten geladen, und als ich die Waffe sah, die er in der Hand schütete, war ich sicher, daß sie dem, der sie abschließen würde, den Kopf kosten müßte. So sah ich es denn auch mit einer gewissen Befriedigung, wo: sie dem Bombo überreicht wurde. Dieser Beamte aber legte mir die Waffe gegen die Stirn, die Mündung nach oben gerichtet! Dann zündete ein Soldat die Lunte an. Es erfolgte eine Entladung, die meinem Kopfe einen kolossalen Stoß verfezte; die übermäßig geladene Finte aber flog zu jedermanns Erstaunen dem Bombo aus der Hand.

Ich mußte lachen; und ihre Betörung, der sich die Enttäuschung über das Mißlingen aller Versuche, mich zu verletzen, beimißte, verfezte die Menge in rasende Wuth. „Ta koffaton, ta koffaton!“ „Töde ihn, töde ihn!“ riefen wüthende Stimmen um mich. „Ngala mangab schidat majidan!“ „Wir können ihn nicht schreien!“ „Ta koffaton, ta koffaton!“ „Töde ihn, töde ihn!“ Das ganze Thal hallte von diesem wilden Geschrei wieder.

glänzende scharf Klinge hin- und herzwinkelte.

Der Chor, der jetzt, das Schwert in den nervigen Händen, dicht bei mir stand, hob es hoch über seine Schultern empor. Dann führte er es bis an meinen Hals hinunter, den er mit der scharfen, kalten Klinge berührte, wie um die Entfernung für einen wirksamen Streich zu messen. Dann einen Schritt zurücktretend, erhob er das Schwert wieder schnell und führte mit aller Macht einen Hieb nach mir. Das Schwert ging scharf an meinen Hals heran, berührte mich aber nicht. Ich wollte weder ausweichen noch sprechen, und mein gleichgültiges Benehmen imponierte ihm so, daß er fast erschrak. Er zögerte wirklich, sein teuflisches Beginnen fortzusetzen, aber die Ungeduld und die Inbrunde der Menge hatten jetzt ihren Höhepunkt erreicht und die in seiner Nähe stehenden Lamas gestikulierten wie wahnwitzig und feuerten ihn weiter an.

Während ich dies niederschreibe, wird ihr wildes Geschrei, der blutdürstige Ausdruck ihrer Gesichter wieder vor meinem Geiste lebendig. Augencheinlich gegen seinen Willen wiederholte der Chor dasselbe Verfahren noch einmal auf der anderen Seite meines Kopfes. Diesmal kam die Klinge so nahe, daß die Schneide des Schwertes nicht weiter als vielleicht einen Centimeter von meinem Halse entfernt gewesen sein kann.

Es ist natürlich, daß ich dieses Schauspiel nie vergessen werde, und man muß es den Tibetanern lassen, daß das Ganze malerisch inscenirt wurde. Sogar die gräßlichsten Ceremonien können ihre fünfsterblichen Seiten haben, und gerade diese, die mit außerordentlichem Pomp und Gepränge vollzogen wurde, war wirklich großartig.

Es scheint, daß in Tibet diese unangenehmen Schwertübungen vor der wirklichen Entpauptung ausgeführt werden, um das Opfer noch mehr leiden zu machen, ehe ihm der Todesstreich gegeben wird. Ich wüßte das damals noch nicht und erfuhr erst einige Tage später, daß das Opfer bei dem dritten Streiche gewöhnlich wirklich entpaupt wird.

Noch immer verlangten die Lamas härmlich nach meinem Kopfe; aber diesmal blieb der Bombo Handhabe und weigerte sich, mit der Execution fortzufahren. Nun scharten sie sich um ihn und schienen sehr jähornig zu sein; sie schrien, freistrichen und gestikulierten auf's ungestümste. Der Bombo aber hielt noch immer seine Augen halb erschrocken, halb erschreckt auf mich gerichtet und weigerte sich, vorzugehen.

Wenn Landor schließlich sein Leben rettete, so verdankt er das nicht seinem tiefen Unmenschen imponirenden Muthe dem Aberglauben der Tibetaner. Seine photographischen Platten, sein Maltafen waren ihnen Gegenstände schauerlicher Furcht, sie angastigten sich vor den Zauberkünsten des Venti. Das Orakel, dem sie eine Lode und einen Fußnaegel ihres Opfers zur Unterzeichnung übergaben, warnte vor seiner Ermordung, und als sie vollends erdeten, daß Landor's Finger ungewöhnlich hoch zusammengehachsen waren, erreichte ihre Furcht den Höhepunkt. Denn wer solche Finger besitzt, dessen Leben ist nach tibetanischem Glauben durch Zauberei geschützt. So spielte der Zufall, wie so oft, auch hier mit dämonischem Humore mit einem Menschenleben, und Landor verdankte seinen Fingern seine Rettung. Nach furchtbaren Leiden und Entbehrungen kam er endlich wieder in Britisch-Indien an zum Glück sind meistens diese Leiden wissenschaftlich nicht unbekannt geblieben, da Landor unsere geographische und ethnographische Kenntnisse von Tibet wesentlich bereichert und u. A. als der erste Europäer an dem Böhleim gestanden hat, das die Quelle des riesigen Brahmaputra bildet. Die Kartenstiche des Weges seiner Rückkehr hat er mit einem Stüchden Knochen als Feder und seinem Blute als Tinte ausgezeichnet, und die Abbildung dieses Dokumentes ist nicht weniger ergreifend, als die jener kaum leserlichen Tagebuchblätter, die Kaufman im traurigen Dunkel seiner Winterhütte führte. So vereint sich menschliches und wissenschaftliches Interesse, um dem merkwürdigen Bude des vielgeprüften, müthigen Mannes verdientermaßen ein großes Puotikum zu sichern.

Eine Verlobung.

Skizze aus der kleinen Tragödie des Lebens. Von Arthur Zapp.

Der Lieutenant sah es sogleich bei seinem Eintritt, daß etwas von Bedeutung vorzufallen sein mußte, denn Thea, seine Cousine, sah außergewöhnlich bleich aus; sie hielt ihn mit ganz verstocktem Gesicht an, als sei er ein befreundende, erscheidende Erscheinung und nicht der fast tägliche liebe Gast; ihre Augenlider waren geröthet und zeigten von vergossenen Thränen.

„Was hat Du denn, Thea?“ fragte der Lieutenant überflücht.

„Ach, Bodo!“ Mehr brachte sie nicht heraus, denn ein tonwilliges Schluchzen ersetzte ihre Stimme.

Thea machte eine Bewegung, als möchte sie sich ihrem Vetter weinend an die Brust werfen, aber sie besann sich noch zur rechten Zeit und stammelte schluchzend: „Ich bin ja so unglücklich, Bodo! Denk Dir, Gutsbesitzer Schwarz, der dicke, gräßliche Schwarz, hat um mich angehalten.“

Der Lieutenant hielt plötzlich seine Schritte an und judte leise zusammen. Sein Gesicht verfarbte sich jäh, und seine Augen blickten starr zu Boden.

Thea hatte sich auf das Sopha geworfen und drückte ihr thränenüberströmtes Antlitz auf das Seidenpolster.

Eine Pause verstrich, Niemand sprach ein Wort. Man hörte nur das stille Weinen des jungen Mädchens und die heftigen, schnellen Athemzüge des Mannes.

Endlich zog der Lieutenant einen Stuhl zu sich heran, setzte sich und lachte. Aber es war ein gezwungenes, hohles, klangloses Lachen.

„Das ist doch eigentlich kein Grund zum Weinen,“ sprach er mit forciertem Lustigkeit. „Sonn freut sich doch ein junges Mädchen und ist stolz, wenn ihr ein Mann, noch dazu ein solcher wie der Gutsbesitzer Schwarz, einen Antrag macht.“

Sie hob ihren Kopf. „Aber ich mag ihn nicht!“ stieß sie heftig hervor. „Ich kann ihn nicht leiden — nicht im Mindesten.“

Der Lieutenant that einen tiefen Athemzug. „Na, dann nimm ihn doch einfach nicht!“ Seine Stimme klang viel frischer und heller als vorher.

Thea ließ als Antwort einen Seufzer hören, dem die zögernden, verstockten Worte folgten: „Mama quält mich doch so. Sie meint, solch einen Antrag erhielt ich im ganzen Leben nicht wieder. Herr Schwarz ist reich — sehr reich!“

„Und wir sind arm. Und nun weiß ich nicht, was ich thun soll. Mama sagt, wenn sie sterbe, müßte ich mir bei fremden Leuten mein Brot verdienen, ehe unserer Verwandten zur Last liegen. Und das wäre doch furchtbar, einestheil! Und darum meint Mama, wäre es geradezu eine Sünde, den glänzenden Antrag abzulehnen. Aber ich mag ihn doch nicht. O, wenn ich nur wüßte —! O Bodo, hilf mir doch, rathe mir doch!“

Sie hatte ihre beiden in einander verschlungenen Hände erhoben, und richtete die noch in Thränen schwimmenden Augen so stehend, mit so verzweifelterm Ausdruck auf den Lieutenant, daß es diesen tief durchschauerte. Er sprach auf. Ten Anblick konnte er nicht ertragen. Mit zu Boden gestrecktem Gesichte schritt er schweigend, mit den Händen nervös an der Unterlippe legend, im Zimmer auf und ab. Plötzlich schien er zu einem Entschlusse gekommen. Er näherte sich seiner Cousine, und dicht vor ihr stehend, bleibend, sagte er: „Gut! Ich will Dir meinen Rath nicht vorenthalten. Aber unter einer Bedingung. Du mußt mich zuvor anhören und mir ehrlich erklären, wie Du in der schwierigen Lage, in der ich mich selbst befinde, handeln würdest.“

„Du?“ fragte das junge Mädchen lebhaft, und blickte interessiert auf.

Der Lieutenant bejahte, zog wieder einen Stuhl heran, und legte sich.

„Meine Lage ist nämlich der Details nicht ganz unähnlich,“ begann er, „den auf ihn gebestellten Bild seiner Cousine vermeidend. „Der eigentlich — er stierte seinen Säbel auf den Griff — sie beide Hände auf den Griff —“

„Du, Bodo?“ rief das junge Mädchen hervor, und in ihrem Blick malte sich ein hartes Erstaunen.

Der Lieutenant atmete schwer und blickte tonlos auf Thea vorbei. „Ich kenne ein junges Mädchen, dem ich seit Jahren gut bin,“ fuhr er ein wenig verlegen und höfend fort. „Ich wünschte nichts sehnlicher, als mich ihr zu erklären. Aber als ethlicher Mann darf ich's nicht — ich darf es nicht!“

Er stieß die letzten Worte mit feinstem gerungenem Gesicht und einem heftigen Zucken seiner Wimpern hervor. „Du darfst es nicht!“ fragte das junge Mädchen nach blaffer vor athemloser Spannung, als sie es schon ohne dieses gewesen. „Nein! Du weißt, daß ich arm bin und die erforderliche Heiraths-Caution nicht habe, und sie —“ ein Seufzer — „nun sie ist fast eben so arm wie ich.“ Thea blickte in ihren Schooß und erwiderte nichts. Ihre Augen blinzelten und an ihre Wimpern hängten sich ein paar schwere Tropfen.

„Mödel erklären, ich liebe Dich und will Dich als mein geliebtes Weibchen heimführen, aber warte, warte zehn lange Jahre!“

Eine kurze Pause entstand. Thea erhob ihr Gesicht. Wunderbar, ein wie ganz anderer Ausdruck mit einem Male die lieblichen, jugendfrischen Züge der Achtzehnjährigen beherrschte! Ein Schimmer der Verklärung hatte sich darüber ergossen, und ihre Wangen, in die eine heiße Blutwelle stuhete, prangten im rosigen Roth.

„Wenn sie Dich liebt, Bodo,“ sagte sie mit schwärmerisch leuchtenden Blicden, „so wird sie gerne warten.“

„Aber zehn Jahre, Thea!“

„Zehn Jahre und länger.“

Er stand vor ihr mit wogender Brust und flammenden Augen. Sein Athem ging fieberlich schnell, es rang sich aus der Tiefe seiner Brust etwas in ihm empor.

Plötzlich erhoben sich seine Arme, und „Thea!“ kam es wie ein Jubelschrei von seinen Lippen.

Sie flog an seine Brust ohne Besinnen, ohne Zögern, und lachte und weinte in einem Athemzuge.

So hielten sie sich umschlungen und sahen einander in die Augen, selig, liebestrunken, und das Gefühl in ihnen war so süßlich, und so tief, daß sie nicht gleich Worte fanden, um ihm Ausdruck zu geben.

Thea war die erste, die schämig, schüchtern flüsterete: „Auf diesen Moment habe ich gewartet, Bodo — so lange schon!“

Er drückte sie an seine Brust und gab ihr den ersten feurigen Liebeskuß.

„Ich wagte ja nicht, ich durfte ja nicht reden,“ verteidigte er sich. „Heute freilich müßte ich es Dir sagen.“

Ein Schatten huschte über sein strahlendes Gesicht.

„Ames Kind!“ sagte er. „Wie lange wird Dir die Zeit werden, wie lang?“

Aber sie lächelte und schüttelte übermüthig mit dem Kopfe.

„Ich bin so froh,“ rief sie naiv-glücklich, „daß ich den gräßlichen, häßlichen Herrn Schwarz nicht zu heirathen brauche. O Bodo! Auf Dich warte ich ja so gern. Immer unser Zukunftsaussicht vor Augen, ich bin es mir wunderbar! Zehn Jahre lang glücklich Braut! Wie einzig, wie herrlich, wie wunderschön!“

Die ahnungslos Anschuldsue! Sie wußte ja nicht, wie bitter das Martirium war, das vor ihr lag — zehn lange, bardenbe, sehnende Jahre. . .

Aus der Lebensgeschichte des Vogel Strauß.

Erzählt S. C. Cronwright Schreiner einige Einzelheiten, die bisher noch nicht bekannt gewesen sind. Schreiner war neun Jahre lang in den Karoo-Steppen der Kapkolonie Straußenzüchter und hat in dieser Zeit bis zu 400 Strauße unter seiner Obhut und Pflege gehabt. Die Vögel waren theils wild gefangen worden theils als junge Thiere aus dem Innern bezogen. Sie wurden in einem großen Gehege gehalten, das nach jeder Richtung hin mehrere Kilometer Durchmesser hatte; im Uetrigen konnten sie sich darin bewegen, wie sie wollten. Nur Paare, die brüten sollten, wurden in kleinere Umzäunungen gesperrt. Die andern Vögel lebten alle ganz wie in ihrem wilden Zustande. Interessant sind nun die persönlichen Beobachtungen, die Schreiner an einzelnen Thieren machte. Weit verbreitet ist gewiß die Ansicht, daß der Strauß beim Laufen seine Flügel als Stütz benutzt. Das ist nicht der Fall. Die Flügel bleiben in gleicher Höhe mit dem Rücken und werden lose, frei von den arbeitenden Schenkeln gehalten; der laufende Strauß macht nie den Versuch, die Flügel auszubringen und durch Schlägen seine Fortbewegung zu fördern. Doch scheinen sie ihm beim Wenden von großen Nutzen zu sein, da sie es dem Vögel möglich machen, daß er selbst im allerhöchsten Lauf plötzlich umwenden kann. Die Beinkräfte des Straußes sind erstaunlich. Schreiner sah, wie ein Hahn aus dem Stande einen fünf Fuß hohen Mauer nahm. Doch sah keine Mühe im Allgemeinen, wenn sie sich daran gewöhnt haben, selbst hinter niedrigen und unsicherer Umzäunung zu halten. Heberlasten wird die Beobachtung, daß der Strauß ein außer Schimmer ist. Schreiner sah, wie mehrere Vögel bei recht harter Stürmung eine gute Strecke den arthen Nistplatz hinabschwammen, und ein Hahn fast mehrere Stunden bei stürmischem Wetter im Wasser geweseln und unversehrt wieder an Land gekommen sein. Außerordentlich stark ist das Brustfleisch des Straußes. Da die Brustmuskeln bei ihm, weil er nicht fliegt, unentwickelt bleiben, hat auch das Brustfleisch keinen Keil, dagegen am unteren Ende einen darten Wulst, auf dem der Vogel ruht, wenn er sich wiedererhebt. Dieser Wulst, wie überhaupt das ganze dicke und fleischlose Brustfleisch ist für den Strauß ein werthvolles Schutz- und Trunkwasser. Er schluckt köstlich unbesonnen gerade aus und geger alle möglichen Gegenstände; er reißt dann in wilder Hast gegen der Umzäunungsdracht, den er bei seiner Schwere und Schnelligkeit einfach zerbricht. Schreiner sah, wie ein erkrankter Strauß mit der Brust gegen einen Haß von rohem Holze, der am Boden noch 4 Zoll Durchmesser hatte, sich und am Boden abtrug; ein junges Thier von 18 Monaten lief gegen eine lose, schlecht gebaute zwei Fuß dicke Steinmauer und stieß mit der Brust ein Loch hindurch. Alles dies ohne Schaden für die Vögel. Kämpfende Hähne rennen mit dem Brustfleisch zusammen und fügen sich die furchtlichsten Stöße zu, schaden sich dabei aber nur wenig.

Schreiner sah einmache zwei Hähne mit einander kämpfen; der größere wurde beim ersten Stoß seines Gegners, mehrere Ellen fort auf den Rücken geschleudert, während der Angreifer in eine stehende Stellung zurückprallte. Ein Hensch, der von einem Strauß gestoßen wird, fällt um, wie ein Keisel. Schreiner besah einen Hahn, der ein Loch in eine verrostete Eisenplatte stieß, hinter der ein Mensch Zuflucht gesucht hatte. Das Menschen von Straußen getödtet werden, kommt vor. Ein bössartiger Hahn fürchtete sich vor nichts außer vor dem Hunde. Wie furchtlos sie selbst gegen vermeintliche Feinde los gehen, dafür erzählte Schreiner ein Bahnwärter ein Beispiel. Eines Tages führte dieser einen Güterzug. Als er gerade in voller Fahrt einen Berg gerabtam, sah ihn ein alter Straußhahn. Sofort stellte sich dieser zwischen das Geleise und rüdte furchtlos gegen das Ungethüm vor. Als ihm die pfeifende Maschine nahe gekommen war, stürzte er, wüthend zischend, auf sie zu und stieß nach ihr, war aber natürlich im nächsten Augenblick zermalmt. Der Ruf des Straußes ist ein Brüllen oder Brummen; aber nur der Hahn giebt ihn von sich. Im Zorn zischen beide Geschlechter; der Warruf ist kurz und scharf. Sonderbar ist das Walzen der Vögel. Sobald sie des Morgens aus dem Areal gelassen werden, rennen sie zunächst mit großen Schritten davon, stehen nach ein paar hundert Metern plötzlich still und sangen dann an, sich um sich zu drehen, oft so lange, bis sie ganz schwindlig werden und umfallen, wobei dann Beinbrüche vorkommen können.

Graf Hoensbroech und der Heiraths-Vermittler.

Gegen den bekannten Grafen Paul v. Hoensbroech wurde jüngst die Klage eines — Heirathsvermittlers vor dem Kammer-Gericht in Berlin verhandelt, der aus einer erfolgreichen Heirathsvermittlung die vereinbarte Provision gegen den Grafen einlangte. Die wegen der Person des in der Öffentlichkeit stehenden Grafen Hoensbroech interessante Angelegenheit (der Graf war aus dem Jesuiten-Orden ausgetreten und Protestant geworden. Er leitete bis vor Kurzem die „Berliner Tägliche Rundschau“, mußte aber aus der Redaction wegen des Standals austreten, den seine Heiraths-Geschichte erregte. D. H.) hat folgende Vorgeschichte: Zu den Zeitungen erschien ein Inserat, nach welchem ein Irrefretat von allem Adel 40 Jahre alt, von angenehmem, statlichem Aeußern, mit geringem Vermögen, doch vollkommen schuldenfrei, eine Dame mit großem Vermögen zu ehelichen wünscht. Auf Grund dieser Anzeige trat der Heirathsvermittler L. v. Potorny mit dem Inseraten, welcher Graf Hoensbroech war, in Verbindung. Es wurde eine schriftliche Vereinbarung getroffen, wonach dem Kläger von dem eventuellen Heirathszuge eine Provision von 5 Prozent bis zu einer Kapitalhöhe von 3,000,000 Mark zugesichert wird. Der Kläger bemittelte hierauf die Bekanntheit des Grafen v. Hoensbroech mit verschiedenen reichen Familien, doch kam keine passende Verbindung zu Stande. Endlich verlangte Graf Hoensbroech das Provisionsschreiben von dem Vermittler mit der Motivirung zurück, er hätte sich die Sache überlegt und wolle ledig bleiben. Der Kläger hatte damals keinen Grund, an der Wahrheit dieser Behauptung zu zweifeln, und ließ sich mit einer geringen Summe für seine Bemühungen abfinden. Kurz darauf vernahnte sich jedoch Graf v. Hoensbroech mit einer der Damen, welche seinerzeit von Potorny ihm in Voranschlag gebracht worden waren. Es fanden nun zwischen beiden Parteien wegen der Provisionssfrage neuerdings Verhandlungen statt, wonach Potorny mit Rücksicht auf die frische Erklärung des Grafen, seine Frau hätte nur eine Rente von 9000 Mark als Heirathsgut mitgebracht, eine Provision von 2500 und in der Folge 2000 Mark erhielt. Nun beabsichtigte v. Potorny, in Erfahrung gebracht zu haben, Graf v. Hoensbroech hätte als Heirathsgut ein Kapital von 750,000 Mark erhalten. Nachdem seine Forderung von 32,000 Mark als Provision nach vielfachen Verhandlungen nicht zu erreichen war, betrat v. Potorny den Klagenweg. In erster Instanz wurde die Klage aus rechtlichen Gründen zurückgewiesen. Vor der Berufung wurde von Grafen Hoensbroech ein Vergleich von 20,000 Mark angeboten. Doch v. Potorny schlug das Anerbieten aus, und somit kam das Kammer-Gericht in die Lage, sich mit der Sache zu befassen. Die Verhandlung erdete mit der Abweisung der Berufung, da Heirathsvermittler-Gebühren nicht hagbar seien.

Der Kapitän des „Als de France“.

Gautier, hatte einen mächtigen Hai gefangen. Man zog ihn an Deck, wo er gewaltig um sich schlug. Ein Weibchen trennte ihn dem Schwarz ab, der Leib wurde aufgeschnitten und Herz und Eingeweide herausgenommen. Da wollte Gautier einen Besagieren das mächtige Weib des Thieres zeigen und steckte die Hand in seinen Rechen. In diesem Augenblicke schnappte der Fisch zum letztenmal sein Maul zusammen, und die Hand des Kapitän's war — ebeobfissen.

Der Kapitän des „Als de France“.

Gautier, hatte einen mächtigen Hai gefangen. Man zog ihn an Deck, wo er gewaltig um sich schlug. Ein Weibchen trennte ihn dem Schwarz ab, der Leib wurde aufgeschnitten und Herz und Eingeweide herausgenommen. Da wollte Gautier einen Besagieren das mächtige Weib des Thieres zeigen und steckte die Hand in seinen Rechen. In diesem Augenblicke schnappte der Fisch zum letztenmal sein Maul zusammen, und die Hand des Kapitän's war — ebeobfissen.

Der Kapitän des „Als de France“.

Gautier, hatte einen mächtigen Hai gefangen. Man zog ihn an Deck, wo er gewaltig um sich schlug. Ein Weibchen trennte ihn dem Schwarz ab, der Leib wurde aufgeschnitten und Herz und Eingeweide herausgenommen. Da wollte Gautier einen Besagieren das mächtige Weib des Thieres zeigen und steckte die Hand in seinen Rechen. In diesem Augenblicke schnappte der Fisch zum letztenmal sein Maul zusammen, und die Hand des Kapitän's war — ebeobfissen.

Der Kapitän des „Als de France“.

Gautier, hatte einen mächtigen Hai gefangen. Man zog ihn an Deck, wo er gewaltig um sich schlug. Ein Weibchen trennte ihn dem Schwarz ab, der Leib wurde aufgeschnitten und Herz und Eingeweide herausgenommen. Da wollte Gautier einen Besagieren das mächtige Weib des Thieres zeigen und steckte die Hand in seinen Rechen. In diesem Augenblicke schnappte der Fisch zum letztenmal sein Maul zusammen, und die Hand des Kapitän's war — ebeobfissen.

Der Kapitän des „Als de France“.

Gautier, hatte einen mächtigen Hai gefangen. Man zog ihn an Deck, wo er gewaltig um sich schlug. Ein Weibchen trennte ihn dem Schwarz ab, der Leib wurde aufgeschnitten und Herz und Eingeweide herausgenommen. Da wollte Gautier einen Besagieren das mächtige Weib des Thieres zeigen und steckte die Hand in seinen Rechen. In diesem Augenblicke schnappte der Fisch zum letztenmal sein Maul zusammen, und die Hand des Kapitän's war — ebeobfissen.